Rose-Anne Clermont

Buschgirl

Rose-Anne Clermont

Buschgirl

Wie ich unter
die Deutschen geriet

Aus dem Englischen
von Sigrid Ruschmeier

C. Bertelsmann

Für JAC und seinen zweiten Sohn

FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
© 2010 by C. Bertelsmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer
Satz: Jouve Germany GmbH & Co KG, Kriftel
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-10042-4

www. cbertelsmann. de

Inhalt

Auffallen 7
Ankommen 59
Assimi-grieren 99
Zusammenstoßen 129
Schmetterlinge fangen 161
Können 189

Nachwort 219
Danksagung 222

Auffallen

»Gewöhnlich aussehende Menschen sind die besten auf der Welt; darum macht der Herr so viele von ihnen.«

Abraham Lincoln

Maryland, USA, 1989

Offenbar ist es meine Lebensaufgabe aufzufallen. Das war nie meine Absicht. Doch als meine Familie New York verließ und in eine ländliche Vorstadt in Maryland zog, entdeckte ich, dass ich von Natur aus etwas Besonderes war: Neugierige Gesichter lugten in die Fenster unseres Hauses, um einen besseren Blick auf uns zu erhaschen, die Autos fuhren langsamer, sogar die Polizei stattete uns einen Besuch ab, als sie uns in unserem Vorgarten sah. Im Nu waren wir Berühmtheiten, und in den ersten Wochen riss der Strom der Groupies nicht ab, die an unsere Tür klopften und uns mit Applepies als neue Nachbarn begrüßten.

Bis dahin hatte es in diesem Viertel noch nie Berühmtheiten gegeben; auch in meiner Schulklasse war ich die einzige oder eine von wenigen. Und diese wenigen stiegen auf der anderen Seite der Route 32 aus dem Schulbus, nicht dort, wo meine Familie unter den gewöhnlich Aussehenden wohnte. Der Busfahrer war anfänglich verwirrt, weil er nicht wusste, warum ich mit den Gewöhnlichenkindern ausstieg, und fragte prompt: »Bist du sicher, dass du hier aussteigen musst, Kleine?« Doch die Kinder bestätigten ihm laut und unisono, dass ich unter ihnen wohnte, obwohl ich eine Berühmtheit war.

Als ich älter wurde und das Gymnasium besuchte, gab es immer weniger Berühmtheiten in meiner Klasse. Und zu denen wurde mein Kontakt bald flüchtiger. Schließlich

beschuldigten sie mich, ich redete und verhielte mich wie die Gewöhnlichen. Es stimmte: Ich wohnte im selben Viertel wie diese, ging mit ihnen zur Schule und versuchte, nicht aufzufallen und mich anzupassen. Doch trotz all meiner Bemühungen konnte niemand darüber hinwegsehen, dass ich ein Star war. Eines Morgens im Geschichtsunterricht wurde das besonders deutlich.

»Abraham Lincoln war ein großer Mann und ein großer Präsident«, sagte Mrs. Glib, unsere zierliche rothaarige Lehrerin mit dem leichten Südstaatenakzent, »und ein vehementer Gegner der Sklaverei.« Dann schaute sie zu mir herüber. »Nicht wahr, Rose-Anne?« Ich erwiderte kurz und einvernehmlich ihren Blick und merkte, wie sich die Augen der Gewöhnlichen auf mich richteten. Wie Paparazzi warteten sie auf meine Reaktion.

»Die heutigen Amerikaner können Präsident Lincoln dankbar dafür sein«, fuhr Mrs. Glib fort, »dass es in unserem Land keine Sklaverei mehr gibt.« Pause, wieder ein Blick in meine Richtung: »Nicht wahr, Rose-Anne?« Ich brachte ein tapferes Nicken zustande.

Mrs. Glib zog ihr winziges, sommersprossiges Näschen kraus und gönnte sich ein zufriedenes Lächeln. »Wenn ich damals in Amerika gelebt hätte, wäre ich natürlich auch gegen die Sklaverei gewesen. Die Sklaverei ist eine Schande. Sie bringt unsere gesamte Geschichte in Verruf.« Nicht wahr, Rose-Anne?, fragten die Blicke der Gewöhnlichenschüler.

Endlich klingelte es, und die Stunde war zu Ende. Am liebsten hätte ich mir eine große Sonnenbrille aufgesetzt und wäre in der Menge verschwunden. Doch wie jeder Star bezeugen kann: Man tut alles, um nicht gesehen zu werden – und fällt erst recht auf.

Als ich meinem Vater abends berichtete, was ich in »meiner Yankee-Schule« gelernt hatte, lachte er so heftig, dass ihm die Tränen über das große, runde Gesicht liefen. »Diese Dummköpfe!«, prustete er. »Was weißt du denn schon über Sklaverei?« Ich zuckte die Schultern. Ja, was wusste ich mehr über Sklaverei als die Gewöhnlichen, die in unserer Straße wohnten? »Also bitte«, schnaubte mein Vater, »Haiti hat Napoleons Armeen mit Macheten und bloßen Händen besiegt und die Sklaverei abgeschafft – sechzig Jahre bevor die Vereinigten Staaten auf die Idee gekommen sind!« Ich verdrehte die Augen. Nun würde gleich wieder eine Ode an sein Vaterland erklingen. »Wir, ein Volk, arm, aber stolz, hungrig, aber entschlossen …« Verzweifelt sann ich auf einen Fluchtplan. Musste der Hund Gassi gehen? Wo war die undichte Stelle in der Wasserleitung, wenn man sie brauchte? »1804 haben wir die Kolonialherren aus dem Land gejagt! Wir haben uns sogar anerboten, im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitzukämpfen, denn wir sind ein Land tatkräftiger Menschen, ein Land von Revolutionären, die vor nichts den Nacken beugen.« Mein Blick ging zur Tür, wie gern wäre ich auf der anderen Seite gewesen. »Du bist keine x-beliebige Amerikanerin –«, um seinen Worten den nötigen Nachdruck zu verleihen, machte mein Vater an der gleichen Stelle wie immer eine kleine Pause, »– du bist vielleicht ein Yankeemädchen, aber du hast haitianisches Blut. Du bist etwas Besonderes. Ist dir das klar?«

Ich glaubte, dass die Lobreden meines Vaters auf Haiti seinem Heimweh geschuldet waren – und vielleicht ein, zwei lockeren Schrauben. Durch seine Arbeit als Gerichtspsychiater kam er jedenfalls tagtäglich in Kontakt mit den verrücktesten Leuten in den Vereinigten Staaten, und in gewisser Weise war er überzeugt, dass auch die USA insofern etwas Einzigartiges hatten, als sie solche irren Typen hervorbrachten.

»In diesem Land leben einige der geistig kränksten Menschen der Welt«, sagte er einmal zu mir, woraufhin ich nur erwidern konnte: »Na, toll, Dad, da warst du ja unglaublich vernünftig, dass du hierher gezogen bist.«

Diese sarkastische Bemerkung ignorierte er und wiederholte stattdessen: »Du magst aussehen wie eine Yankee, reden wie eine Yankee und zu viel fernsehen wie eine Yankee – «

»Dad!«

»- aber du bist etwas Besonderes. Nur lass dir eins gesagt sein: Sie respektieren dich erst, wenn du alles zehnmal besser machst als sie. Doch das wirst du natürlich, denn du kannst gar nicht anders. Komm, wir schauen uns mal deine Chemiehausaufgaben an.«

Ich erzählte meinen amerikanischen Freunden und Freundinnen nie, was mein Vater wirklich von ihnen und ihrer Erziehung hielt. Nicht, dass er Amerikaner nicht mochte, er hielt sie nur in ihrer Mehrheit für schlicht gestrickt, naiv, leicht zu manipulieren und ganz und gar gewöhnlich.

Erst als ich siebzehn war und mich in der Highschool verliebte, hörte ich, dass jemand so ähnlich redete wie mein Vater. Und dieser Jemand war Jens, ein deutscher Austauschschüler in meiner Klasse und der erste Gewöhnliche, der mit mir ausgehen wollte. »Du bist nicht wie die anderen Amerikaner«, sagte er und schaute mich so eindringlich an, dass ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Wenn mir sein langes glattes blondes Haar über die Wange streifte, kribbelte es bis tief in mein schüchternes, pubertierendes Inneres. »Ich weiß nicht«, sagte er mit seinem starken deutschen Akzent, der, wie ich später erfuhr, von seinem akzentfreien Hochdeutsch stammte. »Du bist irgendwie besonders.«

Im Jahre 1989 waren Jens und ich südlich der Mason-Dixon-Linie und nur zwanzig Jahre, nachdem die Gesetze

zur Rassenvermischung aus Kolonial-Zeiten in Maryland abgeschafft worden waren, immer noch fast ein Skandal: Ein Berühmtheitsmädchen und ein Gewöhnlichenjunge, der lange Haare und rote Lackschuhe trug, europäische Schwulettenschuhe!

Auch in unserer Schule hatte man so etwas noch nie erlebt. Selbst Lehrer, denen der Anblick brünftiger Teenager, die sich vor Klassenzimmertüren gegenseitig die Gesichter wegsaugten, nichts Neues war, trauten ihren Augen nicht, als sie meine Berühmtheitshand verschlungen in Jens' Gewöhnlichenhand sahen.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Jens, ernsthaft verwirrt. »Warum machen sie so ein Trara um uns?«

»Ganz einfach«, erwiderte ich. »Siehst du ein anderes Mädchen wie mich mit einem Jungen wie dir? Immerhin sind wir hier in Maryland und nicht in New York City.«

»Hm, wie dämlich«, sagte er. »Warum sollte ich dich nur deshalb nicht mögen, weil du nicht aussiehst wie ich? Du bist das hübscheste Mädchen in unserer Klasse.«

»Das finden die meisten Jungs nicht. Sie finden Amanda Jenkins oder Cindy Hoffman hübsch, Blonde mit blauen Augen, wie du.«

»Aber die sehen alle gleich aus. Noch dazu sind sie dumm. Sie wissen nicht mal, wo Deutschland liegt. Du, du bist etwas Besonderes.«

Hannover, 1998

Ich verkreuzte die Beine, stellte mich wieder normal hin, verlagerte mein Gewicht hektisch von einer Seite auf die andere, versuchte es damit, mich an die Tür zu lehnen, wieder gerade hinzustellen, beugte mich vor, richtete mich wieder auf, drückte die Knie durch, ging auf die Fersen und wippte vor und zurück. Nichts half. Allmählich bereute ich das zweite Glas Merlot um drei Uhr morgens im Flugzeug. Ich hatte mir eingeredet, der Wein würde mir gegen den Jetlag helfen. Ich wollte den Achtstundenflug tief und fest verschlafen und den europäischen Tag frisch und ausgeruht beginnen. Jetzt aber war ich mit einem ausgedörrten Wattemund gelandet, die Kontaktlinsen gruben sich in meine Pupillen, und meine Blase drohte bei der nächsten Bewegung zu platzen.

Da die Flugzeugtoiletten nach der Landung alle besetzt gewesen waren, lief ich auf der Suche nach einer Schlange wartender Frauen eiligst durch den Flughafen. Typisch, die erste Toilette war »defekt« und der Zugang zu einer zweiten durch ein Schild und eine Putzfrau blockiert, die mit einem schmutzigen Lappen herumfeudelte. Sie verscheuchte mich gnadenlos und murmelte was in sich hinein, immerhin so laut, dass ich es verstand. Von wegen, ob ich nicht mal ein dämliches Schild lesen könnte …

Endlich fand ich eine Toilette, musste jedoch feststellen, dass die Warteschlange sich im Schneckentempo vorwärts-

bewegte. Es gab nur zwei Kabinen. Angestrengt ein Stöhnen unterdrückend, stellte ich mich brav an. Als ich das letzte Mal solche Angst gehabt hatte, die Kontrolle über meine Blase zu verlieren, war ich vier gewesen; so jung, dass mir ein Malheur passieren konnte, aber alt genug, dass ich wusste, es würde unangenehme Folgen haben.

Während ich versuchte, mein Muhla Bandha (Yoga für Beckenboden) zu aktivieren, wurde ich beinahe von einem überwältigenden Gestank umgehauen: einer Mischung aus altem Schweiß und sonstigen Körperausdünstungen, notdürftig überdeckt mit schwerem Patschouli-Duft. Die Nasenflügel blähend, nahm ich Witterung auf. Der Gestank kam von einer dürren blonden Frau Anfang zwanzig. Ihr zerbrechlicher Körper verschwand in einem Gewalle braunvioletten Stoffs. Die weite Bluse, der lange, weite Rock und die Wollsocken, die sie zu Birkenstock-Sandalen trug – alles war offenbar durchtränkt von dem Geruch. (Jahre später sollte ich ebendiese Frau hinter der Käsetheke eines Berliner Biomarkts wiedersehen; ihr blondes Achselhaar streifte über den Brie.)

Als sie jetzt dicht an mir in der Schlange vorbeisauste, kitzelte mich eine ihrer pelzigen Dreadlocks an der Wange. Ihr Bukett war derart penetrant, dass sogar mein Haar glatt wurde.

Als ich klein war, zwang mich meine Mutter wie alle haitianischen Mütter zu stundenlangem Baden und anschließender ausgiebiger Körperpflege mit kiloweise Cremes, Puder, Parfum und einem zwanzigminütigen Kämmritual samt intensivst duftenden, im Haar verbleibenden Conditionern und Pomaden. Haitianer bringen Parfum als Mitbringsel zum Essen mit wie Deutsche Blumen. Einerlei, aus welcher Gesellschafts- oder Bildungsschicht – jeder Haitianer freut sich unbändig,

ein Päckchen mit einem verheißungsvollen neuen Duft öffnen zu dürfen.

Gut zu riechen war besonders wichtig, wenn wir auf Reisen waren. Wir mussten unsere besten Kleider anziehen und uns mit dem schönsten Parfum besprühen, um die Nasen der Bewohner des Landes, das wir besuchten, nicht zu beleidigen. »Außerdem«, sagte mein Vater immer, »wenn wir schon die Einzigen sind, sollten wir wenigstens besser aussehen und riechen als die anderen.« Ich weiß nicht, ob er wirklich meinte, meine Geschwister und ich nähmen ihm ab, dass wir auch nur einen einzigen bigotten Gewöhnlichen von seinen Vorurteilen abbringen würden, wenn wir dufteten.

Mit der Zeit lernten wir, dass die Regeln viel komplizierter waren, aber wir taten, wie uns geheißen, und behielten die Angewohnheit bei. Weiße Spitzenkniestrümpfe und schwarze Lackledersschuhe trug ich bei meiner Ankunft in Deutschland zwar nicht, aber ich hatte eine Flasche Parfum in der Tasche und war von dieser stinkenden Frau in der Toilette natürlich zutiefst abgestoßen. Und sie stank nicht nur, sondern benutzte ihren Gestank obendrein, um uns einzuschüchtern und abzulenken, während sie sich ungeniert vordrängelte und durch den schmalen Eingang zur Toilette quetschte. Diese Dreistigkeit erstaunte und schockierte mich dermaßen, dass ich einen Moment lang sogar meine Blase vergaß. Ich hörte mehrfaches empörtes Schnauben und ein »also, so was!«, und jemand murmelte: »Stehen wir hier aus Jux und Dollerei, oder was?«, doch niemand sagte direkt etwas zu der Stinkbombe. In Brooklyn hätte sie nach diesem Trick einen Zahn verloren.

Endlich war ich dran. Ich sprintete in die leere Kabine und murmelte eine Reihe Gott-sei-Danks vor mich hin. Als ich wieder herauskam, bemerkte ich, dass sich die Frau aus der

Schlange hinter mir nicht etwa eilends in Bewegung setzte, sondern ganz ruhig stehen blieb. Ich schaute sie an und deutete mit meinem wackligen Deutsch – »Ist frei!« – auf die leere Kabine. Sie musterte mich von oben bis unten und rührte sich nicht vom Fleck. Achselzuckend ging ich an ihr vorbei, wusch mir die Hände und beobachtete sie dabei im Spiegel.

Sie war sicher Ende fünfzig, hatte orangefarbene Strähnchen im schütteren blonden Haar, trug einen klassisch eleganten Leinenanzug, dazu geschmackvollen Goldschmuck und war unleugbar reich. Mit betont gelangweilter, fast schnippischer Miene rührte sie sich nicht einmal, als die Frau hinter ihr sie fragte, ob sie die leere Kabine nicht bemerkt habe. Sie schaute lediglich in meine Richtung, unsere Augen begegneten sich im Spiegel, sie schüttelte den Kopf und ließ die Frau hinter sich vor.

In dem Moment stürzte das Stinkemädchen mit den Dreadlocks aus der Kabine. Nach einem flüchtigen Blick in den Spiegel verließ sie, naturbelassen, wie sie war, und ohne sich die Hände zu waschen, die Toilette in Schwaden von Gestank.

Und nun, als liefe alles in Zeitlupe ab, ging die »Dame« im Leinenanzug entschlossenen Schritts zu der Kabine, die das übel riechende Hippiemädchen benutzt hatte, und schloss die Tür hinter sich.

Ich drehte den Kopf zur Seite und schnupperte unauffällig an meiner Achselhöhle. Vergebens. Der Duft des Stinktiers war so stark, dass ich mich selbst nicht mehr riechen konnte.

Nur einen Augenblick zuvor war der Gang zur Toilette ein universeller Vorgang gewesen, etwas, das sich in allen Kulturen mehr oder weniger gleich abspielte. In den Broschüren der Stiftung, die mein Flugticket und mein Stipendium für

Deutschland zahlte, standen viele Hinweise zu kulturellen Gepflogenheiten, doch erst die Frau, die nach mir nicht dieselbe Toilette benutzen wollte, machte mich brüsk und unmissverständlich mit meiner neuen Umgebung bekannt. Neu waren auch der eigenartige, zitronige Geruch nach Desinfektionsmittel in der Toilette, der mir in öffentlichen Einrichtungen immer wieder begegnen sollte, das sterile Lufthansagrau, der große Knopf in der Wand, auf den man drückte, um zu spülen, das deutsche Geplapper der Frauen vor dem Waschbecken. Ich verstand zwar das meiste, doch sie redeten schnell und offenbar quietschfidel, ganz anders als die Personen auf den Lernkassetten im Deutschen Haus in New York. Wenn ich dem langsamen Deutsch dort gelauscht hatte, hörte ich durch das offene Klassenzimmerfenster stets gleichzeitig die Geräusche des Verkehrs von Manhattan, die Studenten der New York University und Reggae vom Washington Square Park. Hier nun war ich von »purem« Deutsch umgeben, und nichts erinnerte mich mehr an die Vereinigten Staaten.

Umso erleichterter war ich, als ich Jens' vertrautes Gesicht sah. Er war erst vor ein paar Wochen aus New York weggeflogen, gerade als ich erfahren hatte, dass ich das Stipendium bekommen würde. Und nun waren wir ganz überwältigt von den romantischen Möglichkeiten einer ersten Liebe, die wir nach fast zehn Jahren auf einem anderen Kontinent wiederaufleben lassen wollte, und beseelt von allerlei naiven, sentimentalen Vorstellungen.

»Hi«, strahlte ich und umarmte und küsste ihn lange. Seit der High School hatte er seine blonde Mähne verloren, doch seine Augen waren immer noch so freundlich und blau und sanft wie in meiner Erinnerung. Seine samtige, glatte Haut zeigte kaum Zeichen der Zeit.

»Uach, bin ich froh, dass ich aus dem Flugzeug raus bin«, sagte ich auf Englisch. »Und du glaubst ja nicht, was mir eben in der Toilette passiert ist – «

»Wir haben doch gesagt, wir wuwu ns fff Deutsch unhhhalnn, dmmt dein Deutsch besser wr«, sagte er lächelnd.

»Wie bitte?« Ich verstand nur »dein Deutsch besser«. »Ja, hm, wunderbar, Babe, aber wie wär's, wenn wir morgen damit anfangen, wenn ich keinen Jetlag mehr habe«, erwiderte ich auf Englisch. Er küsste mich flüchtig auf die Lippen und schüttelte den Kopf.

»Komm«, sagte er, »ich helfe dir mt dnn schhhhn.«

Mehr als eine Stunde würden wir das nicht durchhalten. Ich sagte nichts, und Jens packte mein Gepäck in sein Auto. Dann ließ er den Motor des neuen Alfa Romeo Spider aufheulen, den ihm sein mal reicher, mal armer Vater zum Medizinexamen geschenkt hatte, und preschte aus dem Parkhaus. Binnen weniger Augenblicke waren wir auf der Autobahn, und Jens redete weiter deutsch auf mich ein.

»Wie war deine Reise?«

Zu meiner großen Freude verstand ich die Frage und erwiderte auf Englisch: »Ach, ganz gut, aber eine Frau in der Flughafentoilette – «

»Dein Deutsch *weird* nicht besser, wenn wir englisch reden.« Hatte er gerade gesagt, mein Deutsch sei »weird«, komisch?

Aber *er wollte* doch, dass ich Deutsch sprach. »Okay«, hub ich an, »ich drinken viele Weine im Flugzeug, und ich bin, *wait*, ich war *nervous* und *oh, shit* … Schwer, ein ganzer *conversation* mit dich jetzt, *you know*. Ich bin *jetlag*.«

Jens wurde blass, behielt aber den Blick auf der Fahrbahn. »Ich dachte, du hättest einen Kurs gemacht?«

»Ich habe gemacht eine Kurs«, sagte ich und fühlte mich sehr ungerecht beurteilt. »Ich habe gebraucht für eine *course* sehr verschiedene Zeit!«

»Oh, Mann …«, seufzte er. Das verstand ich.

Ich konnte nicht fassen, dass er mich so behandelte. Wo blieben »Ich freue mich so, dass du da bist.« »Wunderbar, dass du das Stipendium bekommen hast!« »Du bist so intelligent! Du bist so schön!«? Dabei hätte er sich keinerlei Sorgen zu machen brauchen, dass ich kein Deutsch lernte. Ich hatte nicht die geringste Absicht, die peinlichen Momente meiner Kindheit noch einmal zu durchleben, wenn meine Freunde bei dem Versuch, meine Eltern zu verstehen – »*Allo, au arrrre ju? End au is jur masser*?« –, angestrengt die Augen zusammenkniffen. Haitianische Rs wurden wie englische Ws ausgesprochen, mein Name war also nicht Rose-Anne, sondern Uoo-saaan. Jedes Mal, wenn ich das hörte, zuckte ich zusammen, weil mir klar war, dass die anderen Kinder, sobald ich zum Essen nach Hause gegangen war, Elmer Fudd nachmachen würden. Und das konnten sie gut! *Uoosann!*

Jens war überzeugt, dass mein Deutsch schon dadurch besser würde, wenn wir mit seinen Freunden zusammen waren. Sie hatten alle die Anweisung, niemals und unter gar keinen Umständen Englisch mit mir zu sprechen. Obwohl die meisten mindestens ein Jahr in den Vereinigten Staaten oder in England gelebt hatten, hatte er sie dazu vergattert.

»Na, Rose-Anne, wie gefällt es dir hier?«

»Gut.« Ich lächelte viel; vielleicht konnte ich meine mangelnden Sprachkenntnisse damit ausgleichen.

»Und was machst du jetzt?«

»Ich lerne Deutsch.«

»Das kannst du ja schon toll.« An diesem Punkt lächelten auch sie mich an und begannen doppelt so schnell zu reden. Offensichtlich hielten sie mich für ein Supertalent, weil ich ein paar deutsche Sätze auswendig konnte. Wenn ihre Worte allerdings in schummriger Beleuchtung und lauter Technomusik untergingen, kriegte ich von dem, was sie sagten, so gut wie nichts mit.

»Hast du ghits hwiohjsh hyrghgjd gemacht? Jsfoi welkfj werden wird. Oder?« Ich nickte und lächelte und konzentrierte mich immer auf das Ende eines Satzes, weil ich hoffte, dass mir das Verb, wenn es denn endlich auftauchte, alles erklären würde, was ich bisher verpasst hatte.

»Magst du noch einen Wein, Rose-Anne?« Das verstand ich mittlerweile sofort, sagte freudig Ja und lachte mit, wenn Jens' Freunde dann meinten: »Du brauchst nur weiterzutrinken, und schon sprichst du fließend Deutsch! Ha ha ha!«

Im Laufe des Abends schnappte mein beschwipstes Hirn willkürlich Worte auf: »Gefallen«, »gemacht«, »genau«, »aaah, verstehe«, und alle möglichen und unmöglichen Varianten des Verbs »werden«. »Blah blah gemacht werden.« »Blah blah werden wird.« »Blah blah blah worden wurde.« Ich hatte keine Ahnung, ob meine Gesprächspartner über die Zukunft redeten, das Passiv benutzten oder ob etwas nur zu etwas anderem »wurde«. Einmal ertappte mich einer, als ich nur noch automatisch nickte und lächelte. Gut, ich fragte in regelmäßigen Abständen: »Wie bitte?« Aber nach drei Malen ist – wird! – klar, dass man nicht deshalb nachfragt, weil man es akustisch nicht verstanden hat, sondern weil man die Worte noch nicht kennt.

Bevor ich mich noch davon abhalten konnte, nuschelte ich Jens' Freund irgendein Kauderwelsch zu, weil ich dachte, auch er könne mich ja kaum hören. Heute weiß ich, wie al-

bern das war. Damals jedoch, in dem Gehämmer der Musik und der spärlichen Beleuchtung, dem aufgeregten Gerede und Gewusel in der Disco, kam es mir so sinnvoll vor wie, na ja, wie jede Entscheidung, die man in höchster Verzweiflung trifft. Außerdem: Wie oft hören Leute ohnehin nur einen Teil der Bemerkungen ihrer Gesprächspartner und nicken und grinsen trotzdem? Wie oft hören Leute überhaupt wirklich zu?

Öfter, als man denkt, denn ich flog auf. Jens' bester Freund musterte mich ein wenig befremdet, er *hatte* gehört, dass ich ihm gerade Unsinn, ja, absoluten Quatsch erzählt hatte. Charlie Chaplin konnte ein paar »Schnitzels« und »Sauerkraut« raushauen, und es klang überzeugend deutsch. Doch wenn ich diesen linguistischen Kunstgriff anwandte – »Ich denke, das Problem, hm, um Hindernisse werden rote Grütze die Schnitzel um lösen … zu, hm, werden« –, klang es exakt nach dem, was es war: barer deutscher Nonsens, vermischt mit ein paar meiner neu gelernten Vokabeln und aufgereiht wie eine billige Wurstkette.

Ich war ungefähr zehn, als ich zusah, wie mein Vater an unserem großen Küchentisch Notizen durchging. Als neuer klinischer Direktor einer Haftanstalt für geistig unzurechnungsfähige Kriminelle bereitete er sich auf sein erstes Fernsehinterview vor. Im Hodge State Mental Hospital saßen mitunter einige der berühmt-berüchtigsten Irren der Vereinigten Staaten ein, und meinem Vater fiel die außergewöhnliche Ehre zu, Serienmörder, politische Attentäter und eine erkleckliche Anzahl von Kannibalen zu behandeln.

Ich löffelte also meinen haitianischen Haferbrei, flüssig und zuckersüß; meine Mutter richtete meinem Vater seinen kurzen Afro und schnippelte ein paar Haarspitzen weg. Als er die

Worte, die auf dem Papier trügerisch vertraut waren, laut vorlas, strömten sie ihm mit allen französischen Manieriertheiten und natürlich in französischer Aussprache über die Lippen.

»Tii-Äitsch! *Th-is*!«, sagte meine Mutter immer wieder liebevoll tadelnd und tätschelte ihm den Kopf. »Und ›Ansatz‹ heißt *epproutsch*, nicht französisch ausgesprochen *a-pprosch.*« Sie bewegte den Mund wie ein Pferd, das auf seiner Trense kaut. »Danke, dass ich *h-h-hier* sein darf, nicht *ier* sein. Mon dieu!«

Obwohl mein Vater die englische Grammatik fast fehlerfrei beherrschte, war sein Akzent so stark, dass es, selbst wenn er tadelloses Englisch sprach, klang, als rezitiere er Molière im Original.

Meine Mutter war diejenige, die Elternabende in unseren Schulen besuchte, mit den Eltern der Freunde und Freundinnen ihrer Kinder plauderte und die üblichen kleinen Füllsätze lernte wie »na, heute hat er's auch nicht leicht gehabt, der kleine Bursche«. Meine Mutter hörte amerikanische Popmusik und summte bei Stevie Wonder und Abba mit. Mein Vater klagte mit Edith Piaf und hielt Volksreden über Gott und die Welt, wenn er mit französischsprachigen beziehungsweise haitianischen Intellektuellen zusammen war. Meine Mutter wurde mit Motown Amerikanerin.

Wie gesagt, war ich zehn, als mein Vater zum ersten Mal in den Fernsehnachrichten auftrat. Zu dem Zeitpunkt lebten meine Eltern seit fast fünfzehn Jahren in den USA. Trotzdem musste der Sender vermutlich Untertitel einblenden, als mein Vater sprach. Und wenn er im Jahre 1981 so klang, wie, fragte ich mich, hatte er dann wohl 1967 geklungen, als er, ganz neu im Land, junge jüdische Ärzte an der Albert Einstein Yeshiva University unterrichtete? Verstanden sie die komplizierten neurologischen Termini, die mein Vater garantiert französisch

C.Bertelsmann

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Rose-Anne Clermont

Buschgirl
Wie ich unter die Deutschen geriet

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 224 Seiten, 12,5 x 20,5 cm
ISBN: 978-3-570-10042-4

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: September 2010

Die aufregenden Erlebnisse einer US-Amerikanerin mit haitianischen Eltern unter Deutschen

»Erzählen Sie mir doch von Ihrem Leben im Busch« – so sah sich Rose-Anne Clermont, US-Amerikanerin mit haitianischen Eltern, von einem angeheiterten deutschen Herrn traktiert. Damals wusste sie nicht, sollte sie lachen oder weinen, und auch heute noch rufen ihre Erfahrungen als Schwarze in Deutschland eher gemischte Gefühle hervor. »Buschgirl«, das Buch über ihre oft merkwürdigen, manchmal bizarren und häufig erheiternden Erlebnisse in Berlin, im Schwarzwald und anderswo, versammelt komische wie nachdenklich stimmende Geschichten aus dem Leben der Autorin als Studentin, Sprachlehrerin und Journalistin. Mal augenzwinkernd, mal betroffen, mal verwundert, mal verärgert beschreibt sie, wie es immer wieder zu Missverständnissen und Besserwissereien kommt.